

Heute Morgen, liebe Gemeinde, will ich gern auf diese Ausstellung eingehen und besonders auf das sogenannte lokale Fenster, in dem es um den Denkmalstreit und in dessen Folge um die Entfernung des Kriegers aus der Nordkapelle ging.

Ich will versuchen, Sie kurz in die Abläufe und Begründungen, die den Anstoß zu einem sich verändernden Umgang mit Kriegerdenkmälern gaben mit hineinzunehmen. Die Panoramasaugung vom März 1967 machte mir noch einmal deutlich, wie sehr in unserer protestantischen Kirche die Verbindung von Thron und Altar auch nach 1918 noch lange etwas Grundlegendes war. Ausgedrückt hat sich dies u.a. in vielen Kirchengebäuden, in denen die Erinnerungs- und Gedenkkultur nicht nur **an** nationale und nationalistische Auseinandersetzungen und Kriege, sondern auch **in** deren Geist und Namen mehr und mehr zu einem Gedenken an tapfere ausschließlich deutsche Soldaten wurde, die auf dem Felde der Ehre ihr Leben für Volk und Vaterland hergaben. Krieg war hier Gott gewollt. Gott wurde unhinterfragt für nationalistische und andere Interessen in Beschlag genommen. Kriegsgedenken war auch in den Kirchen zu Heldengedenken geworden, das weder Ursachen noch Folgen der Kriege für die Menschen und Menschheit reflektierte, noch gar nach dem Friedens- und Versöhnungswillen Gottes und dem damit verbundenen Auftrag an uns fragte. So war die allgemeine Lage auch noch nach dem 2. Weltkrieg, der 50 Millionen Menschen das Leben gekostet hat und der für unzählige weitere Millionen in der Tiefe ihrer Existenz für ihr ganzes Leben und sogar noch das ihrer Kinder und Kindeskinde zerstörerische und heillose Folgen hatte.

In diesem Geist hatte bereits 1921 auch das Kriegerdenkmal hier in St. Marien Einzug gehalten und mit ihm die Namen der toten deutschen Soldaten des ersten Weltkrieges. Übrigens gegen die Bedenken der Kirchengemeinde aus Denkmalschutzgründen, aber die Order des Landes hieß, darüber sollte man sich keine Gedanken machen.

1966 lehnte Propst Wilhelm Knuth das Anliegen eines militärischen Traditionsverbandes der Füsilier-Veteranen ab, das hundertjährige Bestehen ihres Regimentes "Königin" in der ehemaligen Flensburger Garnisonskirche St. Marien mit einem Gedenkgottesdienst zu feiern. Zu einem Totengedenken hätte Propst Knuth sich bereit gefunden, jedoch nicht zu einer Heldenfeier im alten Stil zu Ehren dieses damals bereits 50 Jahre zuvor aufgelösten Truppenteils. So wanderten die Veteranen dann grollend samt Fahnen, Kranz und Schleife nach St. Nikolai und feierten dort ihren Gottesdienst. Für St. Marien war jedoch ein Stein ins Rollen gekommen.

Der 1. Sprecher der Landesarbeitsgemeinschaft der Kriegsoffer- und Kriegsteilnehmerverbände (mit Kriegsoffer waren hier die toten Soldaten gemeint), eine 180.000 Mitglieder starke Truppe, Friedrich Ferdinand Prinz zu Schleswig-Holstein-Glücksburg und Sonderburg hatte zu einem vermittelnden Gespräch eingeladen, das jedoch scheiterte. Aber es hatte Auswirkungen auf die öffentliche Diskussion, ob und wie die evangelische Kirche gefallene Soldaten anders ehren soll als andere Tote. Angefacht war

diese öffentliche Diskussion durch die drei damaligen Marienpastoren Krause, Friedrichs und Jastram, die nun in einen öffentlichen Diskurs über diese Frage eingestiegen waren.

Ihre Thesen, die sie zunächst im Gemeindebrief, dann in einer äußerst lebhaften Diskussion im Gemeindesaal und schließlich in den Medien bundesweit vertreten begründeten sie theologisch.

„Kirchengemeinden“, so Pastor Dr. Krause im Panoramainterview 1967, „haben den ausschließlichen Zweck der um Wort und Sakrament versammelten Gemeinde Raum zu geben.“ Damit standen sie im Übrigen vollkommen auf dem Boden kirchlichen Rechts, denn ein Beschluss der Landeskirche von 1951 lautete: „Grundsätzlich gehört eine Gedächtnisstätte mit Namen der Gefallenen nicht in den Kirchenraum, keineswegs aber in den Altarraum.“

„Der Friede Gottes und die Versöhnung werden allein durch das lebendige Wort Gottes mitgeteilt. Symbole vermitteln davon nichts, denn sie sind stumm und lassen sich jede Deutung gefallen“, führte Pastor Friedrichs fort und die Pastoren Krause und Jastram ergänzten. „Die Versöhnung, die Jesus Christus im Sterben für uns Sünder bewirkt und zu verkündigen befohlen hat, schließt für den Glaubenden eine Unterscheidung zwischen Kriegstot und gewöhnlichem Sterben aus. Weil das Volk Gottes in allen Nationen lebt, hat die Kirche den Auftrag, für Frieden und Versöhnung unter den Völkern einzutreten. Darum widerspricht es ihrer Sendung, wenn sie Stätten ehrenden Gedenkens an nationale Auseinandersetzungen in ihren Versammlungsräumen Platz macht.“

Diese Thesen sind dann mehrfach ausgiebig ausgeführt und begründet worden. Ich formuliere das Fazit so:

In unseren Kirchen ist keinem anderen Namen als dem Jesu Christi die Ehre zu erweisen, denn in ihm sind alle Namen aufgehoben. Und schon gar nicht kann es sein, dass wir die einen Toten zu Helden stilisieren und die Opfer, die ihr Handeln hervorgebracht hat, noch ein weiteres Mal auf dem Altar nationaler Gesinnungen, politischer Uneinsichtigkeiten oder menschlicher Gleichgültigkeit opfern.

Also, wenn schon Namen, dann, so denke ich, doch auch die Namen deren, die hier um die Ecke der Kirche gelebt haben, deren Wege in die KZs führten, der Frauen und Kinder, Alten und Kranken, die auf der Flucht oder im Bombenhagel oder vor Hunger und Krankheit ihr Leben verloren hier, aber auch überall dort, wo im Namen eines sogenannten gerechten Krieges sein tödliches Werk verrichtet wurde. Die Heldengedenken der damaligen Zeit gewichteten die Toten. Sie brachten die einen dem Himmel nah in die Obhut eines Gottes, der Krieg als legitimes Mittel rechtfertigte, um nationale und wirtschaftliche Interessen (im Falle der ganzen Kolonialfeldzüge z. B.) gewaltsam und auf Kosten anderer Völker und Menschen durchzusetzen. Und sie vereinnahmten Gott als Stichwortgeber einer rigiden Politik und machten die Kirchen zu ihren und nicht zu Jesu Christi Handlangern und ließen die anderen im Elend ihres Todes zurück.

Gott aber wohnt in allen Völkern und sein Auftrag zu Frieden und Versöhnung gilt allen. An diesem Auftrag sind wir schuldig geworden. Das war für einige Christen die bittere und schmerzhafteste Erkenntnis nach dem 2. Weltkrieg und dem nationalsozialistischen Regime, der sie sich bereits 1945 stellten z. B. mit dem Stuttgarter Schuldbekenntnis. Aber durchgesetzt hatte sich diese Erkenntnis bis in die späten 60er Jahre noch lange nicht.

So war es wohl 1966/67 zwanzig Jahre nach dem 2. Weltkriege endlich an der Zeit, hier einen Paradigmenwechsel in der Deutung des Krieges zu vollziehen. Denn schon 1948 hatte der Ökumenische Rat der Kirchen festgestellt „Krieg darf nach Gottes Willen nicht sein“. Aber noch bis 2007, bis zur Friedensdenkschrift der EKD, hat es gedauert bis das Wort Krieg auch aus den kirchlichen Visionen für eine friedlichere Welt tatsächlich durch das Wort Frieden ersetzt wurde. Heute wissen wir, einen gerechten Krieg gibt es nicht, aber auf einen gerechten Frieden hoffen wir. Gerechter Friede, der schließt Recht und Gerechtigkeit für alle mit ein und eröffnet ganz andere Horizonte. „Recht und Gerechtigkeit tun ist dem HERRN lieber als Opfer.“ (Spr. 21,3)

Manchmal ist der Schritt, den Frieden zu wagen, mutiger als der Schritt, „in den Krieg zu ziehen“. Miteinander reden, aufeinander zugehen, einander zu verzeihen oder verstehen zu lernen, sich selbst zurücknehmen – das fällt schon innerhalb unserer Familien, Nachbarschaften oder der Gemeinde schwer genug. Um wie viel schwieriger ist es, im Miteinander der Völker, Kulturen und Religionen Friedensstifter zu sein. Doch genau das ist es, was Gott von uns fordert: Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor unserem Gott. (Mi. 6,8)

Das führt mich vom Kriegerdenkmal und seinen Namen noch einmal zu den anderen Namen in unserer Kirche, von denen es ja reichlich gibt. In den 15 noch vorhandenen Epitaphien (es waren wohl mal 24) finden wir jede Menge Namen einflussreicher und gut situerter Männer und Frauen aus den Flensburger Kaufmanns- und Bürgerfamilien des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Mit den zum Teil recht kostbaren und aufwendigen Kunstwerken biblischer Ikonographie war die Verewigung ihrer Namen und auch ihrer Leistungen für die Stadt und die Kirche verbunden. Sie bzw. ihre Familien stifteten meistens nach ihrem Tod diese Werke und für die Pflege und Beleuchtung mit Wachskerzen ließ die Gemeinde sich bezahlen. Es ist sicher nicht zu leugnen, dass sie auch ein Kabinett der Eitelkeiten sind und die Lebenden gewichtet haben. In die einen, die es mit ihren Namen und Familien aufgrund ihrer besonderen Leistungen, gesellschaftlichen Stellungen und finanziellen Mittel bis in das Innere der Kirche ja bis an den Altar geschafft hatten und all die anderen, die vielleicht ebenso ein Leben in der Nächstenliebe, in der Hingabe an die Gemeinschaft mit Jesus Christus geführt hatten, aber deren Namen niemals jemand erinnern wird.

Doch im Mittelpunkt jeder dieser mächtigen Epitaphien steht Jesus Christus, seine Botschaft für unser Leben (immer wieder sind die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit dargestellt) und unser Sterben, sein Erlösungswerk, auf das wir letztlich alle angewiesen sind, wenn er uns aus dem Tod ins Leben rufen wird. Hier hat die reformatorische Erkenntnis sich in den Bildwerken niedergeschlagen, dass wir uns die Lösung aus unserem irdischen Versagen, aus Schuld, Verstrickung und Unzulänglichkeit mit unserem Werken nicht erkaufen können,

sondern allein Gott in seiner Gnade sich unser erbarmt und uns bei unserem Namen zu sich ruft.

„Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.“ (Joh 15,13)

Dieser Satz aus dem Joh. Ev. war am Kriegerdenkmal zu finden und wir finden ihn an vielen ähnlichen Denkmälern.

Er steht in dem großen Zusammenhang der Abschiedsreden Jesu und folgt unmittelbar auf das Liebesgebot. Damit ist zunächst deutlich, dass es um die Lebenshingabe Jesu geht. Uns ist in der Nachfolge aufgetragen: „uns zu lieben“ und dies nicht als „Knechte“, also in Abhängigkeit, sondern in der Freiheit der „Freunde“.

Das Liebesgebot, das immer die Feindesliebe einschließt, verleitet im Zusammenhang mit einem Kriegerdenkmal dazu, zumindest indirekt den Soldatentod mit dem Kreuzestod Christi in einer Weise in Beziehung zu setzen, die sich verbietet, weil sie im Kriegshandwerk ein Erlösungswerk suggeriert. Doch diese letztlich uns **alle** lösende und erlösende Hingabe an das Leben kommt allein Jesus Christus zu.

Also sein Name und seine Hingabe sind es, die allein so wirkmächtig sind, dass sie die Genannten und Ungenannten, die, die Täter und Opfer zugleich waren, die Geschundenen, die Ermordeten, die Verlorenen, die Vergessenen, die Trauernden und Untröstlichen, ja schließlich uns alle in der Bruchstückhaftigkeit unseres Lebens vor Gott rechtfertigen und heilen werden. Sein Name und seine Hingabe, sind es auch, die uns zur Hingabe an ein Leben Mut machen, in dem Frieden stiften selig macht.

Amen